

Christentums, die eine neue und für manche wohl auch ungewohnte Sicht der frühchristlichen Theologie und Frömmigkeit vermittelt: *Teil A*) (S. 9-113) bringt Nachrichten und Quellenauszüge über Jesus, seine Familie (Maria, Joseph und Geschwister), sein öffentliches Wirken, seine Erscheinung und seine Verkündigung (aus apokryphen Quellen), seinen Kreuzestod und seine Auferstehung. Erwähnt werden u.a. der apokryphe Brief Jesu an König Abgar von Edessa (S. 64f., Zitat), die Hadesfahrt, Veronika und Zacharias. Zitiert werden vor allem ausgewählte Texte aus dem Protevangelium des Jakobus, dem Petrus- und dem Nikodemusevangelium sowie den Pilatusakten. – *Teil B*) (S. 115-186) stellt mit Texten über Petrus, Paulus, Johannes, Thomas und Andreas Nachrichten über die frühe Kirche zusammen (zumeist aus den jeweiligen Apostelakten). – *Teil C*) (S. 187-208) enthält nur zwei Abschnitte zum Thema *Himmel und Hölle* sowie das *Leben nach dem Tod* mit Texten aus der Petrus-, Paulus- und Thomasapokalypse. – Es folgt ein kurzer Epilog (S. 209-211). Den Abschluß bilden zwei Register: 1) eine Zusammenstellung der zitierten Quellen (S. 213) und 2) ein allgemeiner Index (S. 214).

Das Ergebnis ist ein anregendes, leicht zugängliches Lesebuch mit Texten aus der apokryphen Literatur zum Leben Jesu und zur frühen Kirche in englischer Sprache, das einen breiteren Leserkreis dazu anregen kann, sich mit den Anfängen der Kirche aus der Sicht der apokryphen (*legendarischen*) Quellen näher zu beschäftigen. Der Kommentar zu den zitierten Quellen ist allerdings äußerst sparsam. Wer sich genauer und wissenschaftlich fundiert diesen Quellen und den daraus geschöpften Nachrichten der frühen Christenheit zuwenden will, wird an den größeren Ausgaben von J.K. Elliott und vor allem W. Schneemelcher/R. McL. Wilson nicht vorbeigehen können. – In deutscher Sprache gibt es ein vergleichbares Buch wie die hier vorgestellte kleine Sammlung bisher nicht, auch wenn die einschlägigen Quellentexte, die E. ausgewählt hat, durch die Ausgabe von W. Schneemelcher auf deutsch verhältnismäßig leicht zugänglich sind.

Marburg

Wolfgang A. Bienert

Hartmut Leppin, *Von Constantin dem Großen zu Theodosius II. Das christliche Kaisertum bei den Kirchenhistorikern Socrates, Sozomenus und Theodoret*, Hypomnemata 110, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 1996, 340 S., ISBN 3-525-25198-X, DM 96,-.

Kaiser Konstantin, der in der Forschung nach wie vor starkes Interesse findet (vgl. etwa ZAC 2, 1998, 274-294 [T.D. Barnes] mit weiterer Literatur und 4, 2000, 300-324 [St. Rebenich]), hat zweifellos als historische Figur hohe Bedeutung, doch der unmittelbaren christlichen Wirkungsgeschichte setzt er verhältnismäßig wenig Widerständiges entgegen. Schon kurz nach seinem Tod setzte mit Eusebs *Vita Constantini* eine christliche Deutungstradition und Stilisierung ein, die mit geringen Modifikationen für lange Zeit beinahe kanonisch werden sollte. Viel schwieriger war die Tatsache zu verarbeiten, daß Konstantins direkte Nachfolger (mit einer berühmten Ausnahme) zwar Christen waren – und dies viel eindeutiger als Konstantin selbst –, aber meist nicht dem „richtigen“, d.h. (aus späterer Sicht) orthodoxen Christentum anhingen. Besonders dringend stellte sich dieses Problem für diejenigen Autoren, die sich vorgenommen hatten, in der Tradition Eusebs von Kaisareia die Geschichte der Kirche jener Zeit zu schreiben. Gerade bei der Figur des Kaisers war es für sie schlicht nicht mehr möglich, so *straight forward* eine „Hermeneutik des Triumphes“ anzuwenden, wie es der „Vater der Kirchengeschichtsschreibung“ im Blick auf Konstantin getan hatte. Dieses Problem hatten alle Kirchenhistoriker des vierten und fünften Jahrhunderts; einer von ihnen reflektiert es auch explizit (Socr., h.e. V pr.).

Hier setzt L.s Arbeit ein: Sie untersucht die Kirchengeschichtswerke des Sokrates, des Sozomenos und des Theodoret von Kyrrhos und vergleicht sie hinsichtlich des

Bildes von den römischen Kaisern im vierten und in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts. Die Auswahl gerade dieser drei Autoren ist aus der Tradition heraus naheliegend; schon Theodoros Anagnostes zu Beginn und Cassiodor bzw. Epiphanius am Ende des sechsten Jahrhunderts hatten diese Gruppe von Autoren ausgewählt, um ihre eigenen Geschichtswerke zu kompilieren. Im Laufe der Jahrhunderte waren sie fast zu siamesischen Trillingen zusammengewachsen, als „gleichsam nur einer“ konnten sie wahrgenommen werden (F.C. Baur, zitiert S. 18). Schon aus diesem Grunde ist es interessant, in einem Vergleich gerade die Differenzen zwischen diesen Autoren in den Blick zu nehmen. Andererseits ist die Auswahl gerade dieser drei keineswegs selbstverständlich. Etwa um die gleiche Zeit haben sich auch andere Kirchenschriftsteller der Geschichtsschreibung gewidmet, etwa Gelasios von Kaisareia, Rufin, Philippos von Side, Philostorgios oder Hesychios von Jerusalem. Als Auswahlkriterium die „Orthodoxie“ der Autoren zu verwenden, ist jedenfalls nicht unproblematisch (S. 1-3). Es ist schwer zu vermeiden, daß damit wertende Perspektiven späterer Zeiten ins Spiel kommen; allzu leicht entsteht ein gordischer Knoten, der nicht mehr mit einer Fußnote (S. 1 Anm. 1) gelöst werden kann – einmal gar nicht davon zu reden, daß hier auch in der modernen Forschung manches kontrovers ist (siehe S. 12 Anm. 47). Tragfähiger ist das schlichte pragmatische Argument des Erhaltungszustandes: Während von den meisten anderen Autoren nur mehr oder weniger umfangreiche Fragmente erhalten sind, liegen die Werke von Sokrates, Sozomenos und Theodoret vollständig vor (und übrigens jetzt alle in mustergültigen Editionen aus der Hand von Günther Christian Hansen als Herausgeber [Sokrates 1995] oder Bearbeiter [Sozomenos ²1995, Theodoret ³1998], GCS).

Das methodisch reizvolle und zugleich auch Schwierige an der Fragestellung der Arbeit liegt darin, daß dabei die Kirchengeschichtswerke nicht so gelesen werden dürfen, wie es ihrer eigenen Intention entspricht und wie sie auch zu allermeist verwendet wurden und werden, nämlich als mehr oder minder zuverlässige Quellen über bestimmte historische Ereignisse oder Personen. Vielmehr bilden sie in L.s Perspektive Quellen für *das Denken über* solche Ereignisse oder Personen. Daher wird „in der Regel nicht die Frage der historischen Faktizität erörtert“ (S. 5). Sehr wohl aber müssen Parallelquellen herangezogen werden, um „das Spezifische der Deutung der Kirchenhistoriker kenntlich zu machen“ (S. 5). Dieser methodische Grundsatz ist sehr wichtig; man wird im einzelnen diskutieren können, ob er immer hinreichend beherzigt ist (etwa in dem Abschnitt über Julian, S. 72-84, werden Gregor von Nazianz und Libanios kaum, Kyrill von Alexandrien gar nicht herangezogen; das Konstantin-Bild der paganen Quellen wird zwar S. 41 kurz erwähnt, doch zur weiteren Analyse nicht verwendet).

Die Frage nach dem Kaisertum bei den Kirchenhistorikern läßt sich selbstverständlich nicht *in abstracto* behandeln, also unter Absehung von den jeweils konkreten Personen. Ein rein chronologischer Durchgang durch die Reihe der Kaiser würde jedoch die systematischen Zusammenhänge nicht deutlich machen. Daher zerfällt der Hauptteil des Buches in einen diachronen und einen synchronen Abschnitt: Der erste behandelt Kaiser für Kaiser von Konstantin bis Theodosios II. hinsichtlich der Darstellung in den Kirchengeschichtswerken, der zweite ordnet die Analysen nach sachlich-inhaltlichen Kriterien (S. 40-145 bzw. 145-224). Daß dabei manche Problemkreise auch mehrfach Erwähnung finden, ist unvermeidlich und gewiß kein Schaden. Für eine dritte Fragerichtung schließlich ist L.s Ansatz wertvoll: das Profil jedes der drei untersuchten Autoren. Die Ergebnisse hierzu werden in einem ausführlichen Schlußkapitel zusammengetragen (S. 225-259). Im Anhang stehen wichtige Ausführungen zu Problemen, die üblicherweise als Einleitungsfragen bezeichnet werden, zu Datierung und Komposition der untersuchten Werke (S. 273-290).

Diese letzten Abschnitte werden für Leser der ZAC besonders interessant sein, daher seien hier einige wichtige Punkte herausgehoben. Den breitesten Raum nimmt Sokrates ein – insofern zu Recht, als er der früheste unter den drei untersuchten Autoren war;

insbesondere Sozomenos, der sich über weite Strecken seines Werkes auf den Vorgänger stützte, kann nur auf dem Hintergrund der Analyse des Sokrates angemessen gewürdigt werden. Eine Fülle von höchst wertvollen und interessanten Einzelbeobachtungen wird zusammengetragen, die eines jedenfalls ganz deutlich zeigen: Die drei Autoren sind in vielen Punkten durchaus charakteristisch verschieden. Die weitere Forschung wird gut daran tun, dieser Erkenntnis Rechnung zu tragen. L. arbeitet die Unterschiede etwa im Blick auf die Wahrnehmung von Häresien, Mönchtum, Heidentum, verschiedene Bistümer, politisch führende Schichten und – last but not least – das Kaisertum deutlich und insgesamt zutreffend heraus. Gerade was den letzten Punkt anbelangt, erblickt er einen wesentlichen Unterschied zwischen Sokrates und Sozomenos darin, daß ersterer „dem Kaiser Priesterähnlichkeit zuspricht“ (S. 231), während ihm bei letzterem die „Betonung der Trennung von Kaisertum und Priestertum“ (S. 249) auffällt. Hier wird man fragen können, ob nicht zweifellos vorhandene Tendenzen überinterpretiert werden. Für Sokrates kommen als Belege im wesentlichen die Stellen VII 22,5 und VII 42,1 in Betracht; dort wird Kaiser Theodosios II. mit Priestern verglichen, doch nicht identifiziert (ὡς ἱερεὺς, ἱερωμένοις ἐφάμιλλος). Zu beachten ist, daß diese wie auch weitere Aussagen über die Frömmigkeit des Kaisers (VII 18,15; VII 42,3; VII 43,2) im Kontext des panegyrischen Lobes des amtierenden Kaisers stehen und nicht als allgemeine Aussagen über *das* Kaisertum aufgefaßt werden dürfen. Daß bei Sozomenos Vergleichbares nicht steht, wird schlicht daran liegen, daß sein Werk am Schluß abbricht und daher wenig Material über den aktuell herrschenden Kaiser enthält (im Widmungsschreiben an Theodosios II. unterläßt es jedoch auch Sozomenos nicht, die Frömmigkeit des Kaisers hervorzuheben, §§ 2,18). Die von L. angeführten Belege für die Trennung von Kaisertum und Priestertum (S. 195f.) beziehen sich darum alle auf vergangene Kaiser – und bei diesen vertritt Sokrates keine wesentlich andere Tendenz. In jedem Fall bleibt Sokrates auch in seiner Panegyrik auf den amtierenden Kaiser weit hinter den Vorgaben zurück, die Euseb in seinen Konstantin-Enkomien gemacht hatte. Man denke etwa an die Schilderung des Kaisers im Kreise der Bischöfe in Nikaia als „Abbild (εἰκὼν) des Reiches Christi“ (v.C. III 15,2) oder an die berühmte Selbstbezeichnung Konstantins als ἐπίσκοπος τῶν ἐκτός, die Euseb zustimmend referieren konnte (v.C. IV 24). Im übrigen ist Sokrates auch der einzige Kirchenhistoriker, der wenigstens theoretisch die Bereiche τὰ δημόσια und τὰ τῶν ἐκκλησιῶν scheidet und in ihrem Verhältnis zueinander reflektiert (h.e. V pr.). Damit ist freilich nichts über das Verhältnis von *sacerdotium* und *imperium* gesagt, doch ist es ohnehin fraglich, welchen heuristischen Wert dieses Begriffspaar für die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts haben kann. Unter den Kirchenhistorikern kommt am ehesten noch Sozomenos in die Nähe einer solchen abstrakten Begriffsbildung (II 34,6), doch entwickelte sich kirchlicherseits erst nach und nach ein eindeutiges institutionelles Gegenüber zum Kaisertum. Zu Recht unterstreicht L., daß die von ihm untersuchten Autoren alle noch „mit der Erfahrung rivalisierender Bischofssitze“ lebten (S. 266).

Ausführlich befaßt sich L. mit der Datierung des Sokrates (S. 274-279). Zu welchem genauem Zeitpunkt innerhalb der sicher etablierten Grenzen 439 (Ende der Geschichtsdarstellung) und 450 (Tod Theodosios' II., der noch als lebend vorausgesetzt ist) die Kirchengeschichte abgefaßt wurde, ist nicht zuletzt deshalb relevant, weil damit zugleich ein *terminus post quem* für Sozomenos gegeben ist, der Sokrates verwendete; möglicherweise gilt das gleiche auch für Theodoret. Nach eingehender Diskussion aller möglichen Indizien kommt L. zu dem Schluß: „Gute Gründe sprechen für eine Eingrenzung auf die Jahre 444-446“ (S. 279) – und damit nicht zu der eigentlich nächstliegenden Antwort, daß die Kirchengeschichte die Ereignisse mehr oder minder genau bis zur Gegenwart schildert, also im Jahr 439 oder wenig später abgefaßt ist. Tatsächlich bedarf es daher guter Gründe, zumal eine andere Stelle (VI 6,37) dafür spricht, daß Sokrates im Jahr 438 bei der Abfassung schon weit gediehen war. Die Hauptlast der Argumentation trägt bei L. die Tatsache, daß der alexandrinische Bischof Kyrill recht

negativ dargestellt wird (VII 13,1.6; 14,10f.; 15,6); dies sei erst nach dessen Tod im Jahr 444 möglich gewesen (S. 278). Dagegen läßt sich jedoch mancherlei einwenden, etwa daß Sokrates eigens die Verhältnisse in Konstantinopel von der Kritik ausnimmt (VII 11,6), daß das Verhältnis der Stühle von Konstantinopel und Alexandrien schon seit langem nicht das beste war oder daß Sokrates selbst seine Kritik an Kyrill sachlich begründet, nämlich mit dessen scharfem Vorgehen gegen die Novatianer (VII 7,5). Merkwürdigerweise bietet L. an anderer Stelle auch noch weitere denkbare Erklärungsmotive für die negative Kyrillardarstellung („Diese Position ist nicht ungewöhnlich: Sie steht mit der kaiserlichen Gesetzgebung seiner Zeit in Einklang“, S. 234, vgl. auch S. 237 Anm. 91) – und ebenso referiert er eine Reihe weiterer Indizien, die eher für eine Datierung vor 444 sprechen (S. 278f.). Die guten Gründe für eine spätere Datierung werden also nicht jeden Leser überzeugen.

Theodoret hebt sich nach verwendetem Material und historischer Zugriffsweise recht deutlich von seinen beiden Kollegen ab; das macht ihn inhaltlich besonders reizvoll, doch ist die Frage schwer zu beantworten, ob er in Kenntnis dieser Werke oder unabhängig von ihnen andere Wege ging. L. entscheidet sich – etwa mit Hansen (Sokrates, S. XXXVf.) – für die Auffassung, daß Theodoret Sokrates kannte; ob er auch Sozomenos kannte, muß offen bleiben (S. 273f.). Besonders interessant ist Theodoret in bezug auf die Komposition seines Werkes – ein Aspekt, der bisher selten beachtet wurde und von L. klar herausgearbeitet wird (S. 287-290). Warum auch Sozomenos unter diesem Gesichtspunkt untersucht wird (S. 283-287), nicht aber Sokrates, auf dessen Vorgaben sich der spätere Autor doch weitgehend stützte, bleibt unklar.

In einem Schlußabschnitt faßt L. seine Ergebnisse unter der Perspektive „Östliches“ und „Westliches“ bei den untersuchten Autoren zusammen (S. 260-272). Die Zuspitzung auf gerade diese Perspektive ergibt sich aus der Arbeit keineswegs zwingend, denn der Westen ist ja von Haus aus nicht Gegenstand der Betrachtung. Sie erscheint aber doch als sinnvoll und gerechtfertigt mit Blick auf die Forschungsdiskussion, die mitunter immer noch Stereotypen, die für spätere Zeiten entwickelt wurden, aber auch dort schon sehr fragwürdig sind (der byzantinische „Cäsaropapismus“), relativ ungeniert in das vierte und fünfte Jahrhundert zurückprojiziert. Für diese Zeit greift eine Opposition eines eusebisch-östlichen und eines augustinish-westlichen Stranges zu kurz. L. weist nach, daß die Fronten komplizierter verlaufen: Einerseits sind gewisse Erfahrungshintergründe tatsächlich in Ost und West sehr verschieden (etwa die Kirchenspaltungen im Gefolge des arianischen Streites auf der einen und die Barbareninvasionen auf der anderen Seite), doch können andererseits die Strategien, mit denen man die Geschichte verarbeitet, sich auch erstaunlich ähneln. Das wird besonders deutlich bei den beiden großen Bischöfen Augustin und Theodoret, die unabhängig voneinander ähnliche Gedanken über die Rolle der Kirche in der Welt entwickeln – und sich damit charakteristisch von den „reinen“ Historikern Orosius, Sokrates und Sozomenos unterscheiden (S. 266-269). Wichtig ist auch die Feststellung, daß die Wirkung des Euseb begrenzt war: Während die untersuchten Autoren natürlich gattungsgeschichtlich an den „Vater der Kirchengeschichtsschreibung“ anknüpfen, übernehmen sie inhaltlich in bezug auf die Vorstellungen vom Kaisertum wenig von dem Bischof von Kaisareia (S. 262). Ihnen war bewußt, was in der modernen Forschung nicht immer hinreichend klar zum Ausdruck kommt, daß nämlich Euseb nicht *das Kaisertum*, sondern einen konkreten Kaiser vor Augen hatte.

Auch wenn man sich nicht allen Einzelurteilen anschließen können, zeigt diese althistorische Habilitationsschrift (Freie Universität Berlin) doch in erfreulicher Weise, wie fruchtbar die Auseinandersetzung mit einer von Althistorikern wie von Theologen lange vernachlässigten Autorengruppe sein kann und auch in Zukunft bleiben wird.

Rom/Bonn

Martin Wallraff